

Predigt von Hauptpastor
Dr. Stefan Holtmann



St^tJacobi

15. Februar 2026 | Sonntag Estomihi
Lukas 18,31–43

Liebe Gemeinde, an diesem letzten Sonntag vor dem Beginn der Passionszeit, 50 Tage vor dem Osterfest, hören wir, wie zwei Leidenswege sich kreuzen.

Der eine führt hinauf nach Jerusalem. Jesus, der ihn gehen muss, sieht ihn bereits klar vor Augen. Und er erzählt den Seinen davon, nicht zum ersten Mal: „... er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und misshandelt und angespien werden, und sie werden ihn geißeln und töten; und am dritten Tage wird er auferstehen.“ Das klingt wie die Passionsgeschichte in Kurzform, die Allerweltsgeschichte eines römischen Urteils und seiner Vollstreckung, eingeordnet in große biblische Sinnzusammenhänge, denn dieser Tod soll nicht sinnlos sein. Die Jünger begreifen das allerdings nicht. Vielleicht, weil es auch gar nicht zu begreifen ist, dass dieser Mensch, von dem Heilung und menschengewordene Freundlichkeit Gottes ausgehen, schon bald verletzt und gefoltert und dann ans Kreuz geschlagen wird – und so den brutalen Tod eines verurteilten Verbrechers stirbt.

Sie ziehen dennoch mit ihm hinauf, nach Jerusalem, in die verheißungsvolle, verheißungsbeladene Stadt, in der sie Passa, das Fest der Befreiung und Gottestreue, feiern wollten. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie auf dem Weg hinauf besonders Gesprächig sind. Beunruhigt werden sie vermutlich sein. Nachdenklich gewiss. Und bestimmt haben sie mehr Fragen als Antworten im Gepäck.

Und plötzlich, nahe Jericho, kreuzen sich die Wege, denn es brüllt einer dazwischen. Einer, hinter dem schon ein Leidensweg liegt. Ein blinder Bettler. Das ruft nach einer Wundertat, aber wir müssen daran denken, was den Jüngern jetzt im Kopf herumschwirrt: Darum ist es kein Wunder, dass

sie ihn zum Schweigen bringen wollen. Denn der Bettler unterbricht diese viel größere Geschichte, die auf Jerusalem zielt. Er wirft sich ungehobelt in den Weg: zwischen die erfüllte Zeit des Wanderpredigers in den Dörfern und Städten Galiläas – und den noch unbegriffenen Höhepunkt in Jerusalem, wo es um Leben und Tod gehen wird. Diese Geschichte duldet keine Unterbrechung mehr, sie müsste jetzt weitererzählt werden. Doch sie ist Evangelium. Sie lässt sich unterbrechen. Noch einmal. Und nicht zum letzten Mal. Und so geschieht es: Die Weggefährten fahren den Bettler an, dass er schweigen soll, aber Jesus befiehlt, ihn zu ihm zu lassen. Und dann nimmt er sich Zeit. Dieser mathematische Punkt der Kreuzung zweier Weglinien bekommt eine Ausdehnung in Raum und Zeit. Und es ereignet sich noch einmal Evangelium, nämlich heilsame, befreiende Gegenwart des Ewigen. Diesmal in Form einer der schönsten und wichtigsten Fragen der Bibel: „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“ So begegnen Menschen Gott im Alltag des Jesus aus Nazareth: Gott nicht als allwissendem Experten oder Regenten von oben herab, sondern Gott, der unscheinbar, vorsichtig gegenwärtig ist. Der sich in Jesus, dem Sohn des Zimmermanns, Zeit nimmt, der nachfragt, der dem blinden Bettler Raum gibt. Und der anders als seine Jünger die Bitte hört, die auch heute Menschen in unserer reichen Stadt äußern: „Ihr müsst mir nichts geben. Aber seht mich wenigstens an und antwortet mir.“ Gott wird zum Mitmenschen. Darin ereignet sich Heilung. Und dieser Mensch, Bartimäus in den anderen Evangelien genannt, schließt sich Jesus an und zieht mit ihm – hinauf nach Jerusalem.

Liebe Gemeinde, so kreuzen sich zwei Leidensgeschichten: die große Passions- und Auferstehungsgeschichte des Jesus aus Nazareth und die Leidens- und Lebensgeschichte des blinden Bettlers im Reich der Römer. Das Evangelium lässt diese Unterbrechung auf dem Weg zum großen österlichen Ziel durch das Allerweltsschicksal am Wegesrand zu. Das Einzelschicksal muss sich hier nicht dem höheren Ziel unterordnen – und die Hoffnung auf die Erlösung einer ganzen Welt nimmt der diakonischen Hinwendung zum Einzelnen nicht den Raum. Das wäre ein erster Impuls für diese Wochen, die nun vor uns liegen. Es könnte Zeit sein, die Unterbrechung zuzulassen. Inspiriert von der göttlichen Aufmerksamkeit für Randfiguren der Geschichte, für Übersehenes um uns und in uns. Es könnte Zeit sein, den hilfreichen, den mitmenschliche Beziehungen öffnenden Fragen Raum zu geben – als Fragende und Gefragte. Was willst du, dass ich dir tun soll? Und auch: Was will ich, das du mir tun sollst?

Ein zweiter Impuls liegt für mich in einem scheinbaren Gegensatz. Dass beide Weggeschichten vom Glauben und vom Sehen handeln, wurde oft bemerkt – und nicht selten wurde zweierlei gegeneinander ausgespielt: Auf der einen Seite die betriebsblinden Jünger, die weder nach dreimaliger Ankündigung begreifen, was vor Jesus liegt, noch erkennen, was jetzt, auf dem Weg hinauf nach Jerusalem an der Zeit ist: nämlich Mitmenschlichkeit, Begegnung mit den Ausgegrenzten und Armen. Und auf der anderen Seite der blinde Bettler, der als einziger erkennt, dass diese Kreuzung ihrer Wege heilsbringend sein muss. Der seinen Glauben mit dem Mut der Verzweiflung herauschreit – der begriffen hat und sehend wird. Die Sympathien sind da schnell verteilt – zwischen den Jüngern und dem Bettler. Und man könnte daraus einen Glaubens-Imperativ ableiten, wie wir

nämlich Weggefährten Jesu auf dem Weg hinauf nach Jerusalem in den kommenden Wochen sein sollten – nämlich indem wir wie der Bettler alles von ihm erwarten, ihn hineinrufen, beharrlich und unablässig und ihm dann sehend nachfolgen. Damit wir nicht wie die Jünger dastehen, die das Entscheidende nicht begreifen und den Rest zu eng sehen, obwohl sie schon so lange dabei sind und so vieles gesehen und gehört haben. Aber diese Unterscheidung lässt der heutige Sonntag nicht zu. Vielmehr lässt das Evangelium beides nebeneinander stehen. Die Jünger bleiben an Jesu Seite. Der Bettler stößt hinzu. Und gemeinsam ziehen sie hinauf nach Jerusalem. Der, der im Glauben erfüllt und sehend geworden ist – und die, die das alles noch nicht begreifen können, die mehr Fragen als Antworten haben. Keiner wird aussortiert, keiner wird zurückgelassen. Sie ziehen hinauf als diese merkwürdige Schar, die sich einmal Kirche nennen wird: eine spannungsreiche Gemeinschaft der fest Überzeugten, der Zweifelnden, der von Gewissheit Erfüllten, der Nachdenklichen, derer, die Anpacken, derer, die Verstehen wollen ... – was sie verbindet, sind nicht ihre Zielvorstellungen, ihre Bilder und ihre Lehrgebäude von Gott, sondern der, der ihren Wegen ein Ziel gibt – und der sie unscheinbar, als Pilger unter Pilgernden begleitet: Christus. Der, der sie fragt und der sich befragen lässt. Der menschliche Antworten auf die großen Fragen nach Gott gibt. Dessen Überwindung des Leidens schon jetzt mitmenschlich, zeichenhaft unter uns Wirklichkeit werden soll. Der uns Erlösung verheißt – und unserer Suche ein Ziel gibt.

50 Tage, liebe Gemeinde, liegen vor uns – bis zu jenem Morgen, an dem wir das Licht in die dunkle Kirche tragen und von der Auferstehung Christi singen. Wer 50 Tage zu Fuß lang wandern würde, in gemütlichem Tempo, käme gut 1.000 Kilometer weit. Wie viele Wege würden den unsrigen kreuzen auf einer solchen Wanderung, habe ich mich gefragt – und wie viele werden das tun, auf unseren Alltagswegen? Und wie oft wird es vor allem darauf ankommen, dass wir die Unterbrechung der großen Reise zulassen und uns und den Menschen, den Fragen und Antworten, Raum und Zeit geben? Und wäre es nicht verheißungsvoll, wenn in all den Debatten um Zielvorstellungen und Prognosen zuletzt immer wieder ein Name im Mittelpunkt stünde: Christus. Gegenwärtig in seiner Gemeinde. Alle Tage bis an der Welt Ende. So dass nicht erst am Ende, sondern längst zuvor jene Gegenwart aufscheint, die alles mit Geist und Sinn erfüllt.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jesus Christus, unserem Herrn und Bruder. Amen